

BERÜHRUNGSPUNKTE: SYSTEMISCH

Berührungspunkte ist eine Gesprächsreihe mit Therapeuten, TheoretikerInnen oder Beratern, die das systemische Handeln und Denken seit Ende der 70er-Jahre in Deutschland weiterentwickelt haben. Entweder sie arbeiten mit Systemaufstellungen oder verwandten Formen oder liefern Grundlagen, die auch für die Aufstellungsarbeit von großer Bedeutung sind.

Im Gespräch mit Gunthard Weber

Birgit Theresa Koch

Das Gespräch führte ich mit Dr. Gunthard Weber, der wie kein anderer auf zwei Seiten, der systemisch-konstruktivistischen wie auch der phänomenologisch orientierten Aufstellerseite, gestanden hat und bei der Entwicklung beider eine entscheidende Rolle in Deutschland spielte: Er war unter anderem Mitbegründer der „Heidelberger Schule“ und der Systemischen Gesellschaft (SG) in Deutschland, Gründer der Internationalen Arbeitsgemeinschaft Systemische Lösungen nach Bert Hellinger (IAG) und ein Wegbereiter, Mitbegründer und Förderer der Deutschen Gesellschaft für Systemaufstellungen (DGfS). Ein Gespräch über zweierlei Glück, das sowohl Gunthard Weber in seinem Leben als auch die Aufsteller mit ihm hatten, Spaß an der Kür, gute Grenzen und harte systemische Auseinandersetzungen. Und nicht zuletzt die noch unbeantwortete Frage nach dem Platz der Systemaufstellungen in der Psychotherapie- und Beraterszene.

„Mein Job für die Aufstellungsarbeit ist getan“, schreibst du in einer vorbereitenden E-Mail, kurz davor hast du die Redaktion der Praxis der Systemaufstellung verlassen, und wir konnten dich nicht bewegen zu bleiben. Was bewegt dich jetzt und wohin geht deine Reise?

Wenn ich geschrieben habe, mein Job für die Aufstellungsarbeit ist getan, so wollte ich damit ausdrücken, dass ich das Gefühl habe, in den letzten fünfundzwanzig Jahren genug Verantwortung im Feld der Aufstellungsarbeit getragen und genügend angestoßen und organisiert zu haben. Kurz gefasst, ich möchte mich nicht mehr um Organisatorisches kümmern. Schon eine Weile habe ich Spaß an der Kür und mache mehr das, wo es mich hinzieht und was mir Energie gibt. Natürlich bleibe ich der Aufstellungsarbeit verbunden. Ich schaue mich aber auch um, was der Lebensspanne, die mir bleibt, noch Sinn geben und mein Leben noch bereichern könnte.

Du bist viel in Afrika unterwegs und baust dort Schul- und Bildungsprojekte für junge Frauen und Mädchen auf. Ist das die Kür, von der du sprichst?

Jein! Das Hauptmotiv dafür, dass meine Frau und ich vor zehn Jahren begannen, in Mali Projekte zur Schul- und Ausbildung vor allem von Mädchen und für die Einkommensverbesserung von Frauen (www.haeuser-der-hoffnung.org) zu initiieren, war, dass wir es für „notwendig“ hielten, nicht nur über die Armut dort zu reden, sondern auch konkret etwas zu tun. Wir hatten viel Glück im Leben, fühlten uns hochprivilegiert und wollten etwas von dem, was wir bekamen, weitergeben. Es war auch ein Ausgleich für ganz besondere Reisen in dem Land. Inzwischen haben wir die Menschen und das Land lieben gelernt und erleben immer wieder, wie viel wir dort mit relativ geringem finanziellem Einsatz in Gang setzen können. Dass uns so viele FreundInnen, KollegInnen und Verwandte dabei unterstützen, ist ein Segen.

Ich war übrigens schon als Student und nach dem Studium mit meiner Frau in Südafrika und habe dort in einem anglikanischen Missionshospital gearbeitet. Gar nicht so weit weg von der Stelle, an der Bert Hellinger eine Schule leitete, im Zululand. Ich wollte damals ein Albert Schweitzer werden (lacht).

Da haben wir aber Glück gehabt, dass du das erst einmal verschoben hast und zurückgekommen bist. Ich fasse kurz zusammen: Du hast nach deinen frühen Aufenthalten in Südafrika in der Psychiatrie in Wiesloch gearbeitet, Psychoanalyse, Verhaltenstherapie und Transaktionsanalyse gelernt, schließlich hast du viele Jahre unter anderem mit Helm Stierlin an der Uni in Heidelberg gearbeitet und die Familientherapie, die am Anfang noch keine systemische war, in Deutschland mit entwickelt. Was hat dich an der Familientherapie begeistert?

Begeisterung war es nicht, sie hat einfach wie später auch die Aufstellungsarbeit gut zu mir gepasst. 1974 wurde mir klar, dass ich mich nicht zum Psychoanalytiker eigne. Ausgiebig und weitgehend schweigsam hinter einer Couch zu sitzen war nicht meine Sache. Dass mir dann die Familientherapie oder besser gesagt Helm Stierlin über den Weg lief, war ein glücklicher Zufall. Ich arbeitete damals in der Psychiatrischen Uniklinik Heidelberg. Mittwochs strömten viele Studenten und Kollegen in den großen Hörsaal (darunter auch Gunther Schmidt und Bernhard Trenkle). Da bin ich dann auch mal hingeströmt und hörte die ersten familientherapeutischen Vorlesungen von Helm Stierlin, der die Familientherapie aus den USA mitgebracht hatte. Für mich, der seine psychiatrische Ausbildung als Autodidakt in einem psychiatrischen Landeskrankenhaus und dann in der Unipsychiatrie mit psychopathologischen und sozialpsychiatrisch orientierten Konzepten nur begrenzt genossen hatte, war das familientherapeutische Denken sehr anregend, und die Live-Familientherapiesitzungen eröffneten mir neue Horizonte über mögliche Zusammenhänge und neue Vorgehensweisen. Dieses Denken in Wechselwirkungen, Beziehungsmustern und sozialen Zusammenhängen war für mich, der ich in der medizinischen Welt des Pathologisierens und Diagnostizierens sozialisiert war, wie eine Erleuchtung.

Eine weitere glückliche Fügung war, dass mir Helm Stierlin 1977 eine Assistentenstelle anbot. Das war gerade zu dem Zeitpunkt, als ich mir eine viermonatige Auszeit nahm, um mir über meine weitere berufliche Zukunft Klarheit zu verschaffen. Ich nahm die Stelle an, erlebte eine tolle und kreative Teamarbeit und lernte in der Abteilung die meisten Pioniere der Familientherapie und des Konstruktivismus persönlich kennen. Das war eine außergewöhnliche Erfahrung.

Du bist ein Mitbegründer der sogenannten Heidelberger Schule? Was genau habt ihr da begründet und wer gehörte dazu?

In der kleinen, aber einflussreichen Abteilung für psychoanalytische Grundlagenforschung und Familientherapie, die Stierlin leitete, gab es nur ihn als medizinischen Direktor, einen Oberarzt und eine weitere Assistentenstelle. Gelehrt und angewendet wurde damals vor allem Stierlins familiendynamisches Konzept (siehe Reitz 2014), das stark an der Mehrgenerationenperspektive orientiert war. Eine Wende, die auch Stierlin aktiv mittrug, gab es 1977, als das Mailänder Team (Mara Selvini, Luigi Boscolo, Gian-

franco Cecchin und Giuliana Prata) uns in Heidelberg besuchte. Ihre sich auf Gregory Batesons und Paul Watzlawicks Einsichten beziehende Theorie und die Vorgehensweisen, die sie in ihren Familientherapien anwandten und systemisch nannten, hatten für mich sofort eine hohe Anziehungskraft. Michael Wirsching, der damals Oberarzt der Abteilung war, und ich förderten diese Ausrichtung, und nach einem Treffen in London luden wir Boscolo und Cecchin zu einer Reihe von Seminaren nach Heidelberg ein. Der Artikel der Mailänder, „Hypothesenbildung, Zirkularität und Neutralität“ (deutsch 1980), war eine wichtige Initialzündung. Das „zirkuläre Fragen“ entstand. Die Weiterentwicklungen und den Ausbau dieser Konzepte einschließlich einer mehr konstruktivistischen Perspektive nannten wir die „Neue Heidelberger Schule“. Den harten Kern des Teams bildeten Helm Stierlin, Fritz Simon, Gunther Schmidt und ich. Dieses Viererteam arbeitete sechs Jahre lang in einem Forschungsprojekt zur systemischen Therapie psychotischen Verhaltens intensiv zusammen. Hinzu kamen dann Hans Rudi Fischer, Arnold Retzer und Jochen Schweitzer, der in den letzten Jahren viel für die systemische Therapie getan und erreicht hat.

Fritz Simon sagt in „Aufstellungsarbeit revisited“, dass ein Verfahren oder eine Methode dann systemisch ist, wenn sie die Systemtheorie als theoretische Grundlage anerkennt. Du hast 1993 das Buch „Zweierlei Glück“ mit dem Untertitel „Die systemische Psychotherapie Bert Hellingers“ veröffentlicht. Was war damals oder ist heute dein Verständnis von systemisch?

Das ist eine hinterlistige Frage. „Zweierlei Glück“ war von mir als Dienstleistung für Bert Hellinger und die Kollegenschaft gedacht. Er wollte damals (1990) in Pension gehen. Viele seiner Einsichten und seiner Vorgehensweisen erlebte ich als hochinnovativ und fand es schade, dass sie nicht veröffentlicht waren. Mein Ziel war es, seine Ideen zu ordnen, zusammenzufassen und uninterpretiert zu beschreiben. Mit dem Erfolg des Buches wurde ich von der Heidelberger Gruppe mit dem Buch und seinen Inhalten identifiziert. Sie fand aber gleichzeitig Hellingers „ontologische“ Art der Beschreibungen weder konstruktivistisch noch systemisch und lehnte sie vehement ab. Mich dagegen zog das Familienstellen immer mehr in seinen Bann. Damit waren Konflikte vorprogrammiert.

Dass ich das „systemisch“ mit in den Buchtitel nahm, war zugegeben auch ein Ausdruck meines Ärgers (lacht). Alle lehnten das Familienstellen strikt ab, ohne dass sich eine/r von ihnen (außer Helm Stierlin) damals meine Art und Weise, damit zu arbeiten, anschaute. Viele von Bert Hellingers Äußerungen waren zugegeben apodiktisch, postulierten Ursachen-Wirkungs-Beziehungen und wirkten wie vom Berg mitgebrachte, in Stein gehauene Gesetze. Insofern hatten Fritz Simon und Arnold Retzer mit ihrem kritischen Beitrag in „Psychologie Heute“ (1995) damals auch teilweise recht. Aus heutiger Sicht agierte ich selbst anfangs auch etwas zu hellingerisch, das heißt, ich ahmte ihn teilweise zu sehr nach und verhielt mich zu wissend. Ich kann also meinen Anteil sehen, wie ich dazu beitrug, die „Systemiker“ zu irritieren. Es dauerte einige Zeit, bis ich meine eigene Form entwickelte und auch wieder mehr zum konstruktivistischen Denken zurückkehrte. Von Bert Hellinger habe ich jedoch sehr viel gelernt und auch vieles davon in meiner Arbeit beibehalten.

Was genau bedeutet das und was machst du jetzt anders beim Aufstellen?

Bateson hat geschrieben, dass eine Information „ein Unterschied ist, der einen Unterschied macht“. Ich nutze die Aufstellungsarbeit in diesem Sinne, um auf unterschiedliche und möglichst wenig instruktive Weise und in unterschiedlichsten Bereichen den Klienten neue Sicht- und Verstehensweisen zu ermöglichen und neue Handlungsmöglichkeiten anzuregen. Welche der Angebote an Unterschieden den Klienten dann passen, ihnen einleuchten und welche von ihnen aufgenommen werden, kann ich vorher nicht bestimmen. Es geht mir also um die Entzündung des Möglichkeitssinns und darum, das Aufblühen des Auch-noch-Möglichen in den Klienten zu fördern, das, was sich noch entfalten und weiterentwickeln möchte.

Legt man der Methode des Aufstellens systemischere Prämissen und eine weniger ontologische Sprache zugrunde und arbeitet man dementsprechend, halte ich sie weiterhin für sehr systemisch. Ich kenne keinen effektiveren und schnelleren Zugang, um ein aussagekräftiges, kontextuelles Beziehungsbild eines sozialen Systems zu bekommen, um bisher nicht gesehene Dynamiken und Wechselwirkungen zu erkennen, um Möglichkeiten der Veränderung zu testen und um simultan Informationen zu gewinnen und zu generieren.

War Bert Hellinger eigentlich einverstanden mit der Bezeichnung seiner Arbeit als systemisch?

Bert Hellinger selbst interessierte das überhaupt nicht. Ob er damit einverstanden sei, habe ich ihn nie gefragt. Ich bin mir noch nicht einmal sicher, dass er damals verstand, weshalb ich diese Benennung wählte. Inzwischen hat sich in manchen Ländern die Bezeichnung systemische Therapie für die Hellingerarbeit durchgesetzt. Das bedaure ich, weil viele Aufsteller damit meist etwas ganz anderes verbinden als die „Systemiker“, nämlich vor allem die Fokussierung auf Familienbeziehungen und generationsübergreifende Muster.

Warst du überrascht über die Reaktionen in der systemisch-konstruktivistischen Therapie- und Beraterszene, über den Dogmatismus auf der einen wie vielleicht auch auf der anderen Seite?

Eine Psychotherapieschule hat das Recht, Grenzen zu ziehen, und darf oder muss sogar definieren, was sie spezifiziert und damit auch das, was nicht ein Teil von ihr sein soll. Wenn aber eine Schule, die sich auf den Konstruktivismus beruft und davon ausgeht, dass wir unsere Wirklichkeit gemeinsam durch soziale Interaktionen entwerfen, unversöhnlich harte Wirklichkeiten konstruiert und kontextfrei weiß, was wahr und richtig oder falsch ist, ist das schon ein Widerspruch. Überrascht hat mich die Bissigkeit, Gehässigkeit und teilweise auch Ignoranz, mit der vor allem einige Kollegen der Systemischen Gesellschaft die Aufstellungsarbeit und mich angingen, die Aufnahme des Wieslocher Instituts in die Systemische Gesellschaft ablehnten und mich bedrängten, Hellinger abzuschwören. Und es hat mich auch verletzt.

Bert Hellinger hat aber seinerseits diese Polarisierungen auch provoziert und geschürt. Was nicht verstanden wurde, war, dass man diese Arbeit wunderbar auch auf

systemisch-konstruktivistische Weise tun kann und dass ein zentrales, bisher nicht erklärbares Kernstück der Aufstellungsarbeit, die stellvertretende Wahrnehmung, die Unterscheidung mehr oder weniger systemisch gar nicht berührt. Leider haben sich meines Erachtens viele Systemiker bisher nur sehr einseitig mit der Aufstellungsarbeit beschäftigt. Die geballte Ablehnung war so groß, dass sie sich gar nicht darauf einlassen konnten. Nehmen wir zum Beispiel das Phänomen der repräsentierenden Wahrnehmung, die in der Aufstellungsarbeit (Aufstellungsarbeit) eine völlig neue Qualität bekommen hat. Mein Eindruck ist, dass sich die meisten Systemiker noch kaum damit beschäftigt, geschweige denn ihre Relevanz erfasst haben. Oder auch den Umgang mit spezifischen Mehrgenerationendynamiken („Verstrickungen“), mit Plätzen in der Familie oder die Möglichkeit, mittels der Aufstellungsarbeit implizites Wissen ans Licht zu fördern und so nützlichere Hypothesen zu generieren, all das haben sie noch nicht aufgenommen, und darüber gab es im systemischen Feld und in der Systemischen Gesellschaft (SG) sehr wenig Diskussion. Mittlerweile hat sich da einiges geändert, und es gibt einige Institute der Systemischen Gesellschaft, wie zum Beispiel das Wieslocher Institut, die auch Aufstellungsarbeit lehren. Ich bin sehr zufrieden mit dem, wie es heute ist: dass man Aufstellungen machen kann, ohne beschimpft zu werden, auch dass das Wieslocher Institut Teil der SG ist im Mai die nächste große SG-Tagung organisiert.

Hut ab, du hast das jahrelang ausgehalten, auf der nahezu unversöhnlichen Trennlinie zwischen konstruktivistischer Denk- und Arbeitsweise und der Aufstellungsarbeit nach Bert Hellinger zu stehen. Dabei hast du beide Seiten gut bedient mit deinen Seminaren, mit dem Wieslocher Institut, mit den Büchern im Carl-Auer Verlag, mit der Gründung der Internationalen Gesellschaft für systemische Therapie (IGST) und der Internationalen Arbeitsgemeinschaft Systemische Lösungen nach Bert Hellinger (IAG), mit deinen Freundschaften zu Menschen auf der einen wie der anderen Seite. Wie hast du das geschafft? Ist das vielleicht die von den Konstruktivisten so gepriesene Haltung der Allparteilichkeit, die du einfach nur wunderbar beherrschst?

Nein, nein, bis auf wenige Ausnahmen war das Ganze nicht so schlimm und im Nachhinein betrachtet eher bereichernd. Das Konzept der Neutralität ist mir sehr wichtig, aber allparteilich oder neutral war ich in dieser Angelegenheit nie. Ich kannte zwar beide Seiten gut, stand aber eindeutig auf der Seite der Aufstellungsarbeit, deren Anerkennung und Inklusion mir am Herzen lag. Ansonsten hatte und habe ich immer noch auf beiden Seiten sehr gute Beziehungen und Freundschaften. Auch wenn wir öfter anderer Meinung sind und waren, kann ich mich beispielsweise mit den Kollegen der Heidelberger Schule konstruktiv und in gegenseitiger Achtung auseinandersetzen (siehe „Aufstellungsarbeit revisited“), sie haben mich in entscheidenden Situationen auch oft unterstützt. Viele systemische Institute konnten die Aufnahme des WISL in die SG auch schlecht ablehnen, weil ich sie in ihrer Gründungsphase und danach engagiert unterstützt hatte.

Wie sah das für dich auf der Aufstellerseite aus?

Auf der Aufstellerseite geriet ich eine Zeit lang auf andere Weise in ein für mich eher schwierigeres Spannungsfeld, weil die Vorstellungen Bert Hellingers und der Aufstel-

lerInnen darüber, wer Aufstellungen anleiten darf und wie das Lernen der Aufstellungsarbeit gestaltet und ob und wie man das „Feld“ organisieren sollte, weit auseinanderklafften. Ich stand dazwischen, und diese Gratwanderung hat mich beinahe mehr Energie und Nerven gekostet. Bert Hellinger wollte keine Organisation, keine Kontrolle, keine Strukturen (keine Götter neben sich), und jeder, der wollte, sollte Aufstellungen anbieten können. Ich selbst und viele andere AufstellerInnen waren für ein vorsichtiges, demokratischeres Organisieren, für Diskurs und Austausch und ein mildes Regelwerk. Hier zu vermitteln und Kompromisse zu finden scheiterte. Ich hätte Bert Hellinger als Gründer gerne in der Gesellschaft dabeigehabt und hatte die Hoffnung, dass ich dazu beitragen könnte, das Ganze zusammenzuhalten. Leider ist es damals nicht gelungen, die Unterschiede zu versöhnen. Bekanntlich leben die DGfS und die Hellinger-Schule inzwischen in einer friedlichen Koexistenz, und beide Seiten achten auf unterschiedliche Weise das Werk Bert Hellingers. Heute finde ich das gut so, wie es geworden ist, und ich bin sehr zufrieden mit der Entwicklung der DGfS, besonders wenn ich mir die engagierte Arbeit von Barbara Innecken, der letzten Vorsitzenden, und all derer anschau, die die DGfS zu einem gut funktionierenden Verband haben werden lassen. Ich gründe gerne, für die späteren Organisationsphasen bin ich nicht sehr gut geeignet.

Was mich damals in der schwierigen Zeit hat durchhalten lassen, war der Zweifel, dass die Aufstellungsarbeit eine eigenständige Psychotherapieschule werden könnte. Dafür wäre noch sehr viel Arbeit zu leisten, und ich sah und sehe kaum Tendenzen, dass sich jemand dieser Mühe unterziehen wird. Die Gefahr, die ich immer noch sehe, ist, dass die Aufstellungsarbeit von den bestehenden Psychotherapieschulen assimiliert und dabei verwässert und ihrer besonderen Kraft beraubt wird. Dann ist es mir doch lieber, sie als eine spezifische Methode zu definieren und ihr so einen eigenständigen Platz innerhalb der Beratungs- und Psychotherapieszene zuzuweisen. Vielleicht bin ich ja zu skeptisch und der DGfS gelingt ein unverwechselbarer und eigenständiger Weg. Man wird, wenn man meine berufliche Laufbahn kennt, Verständnis dafür haben, dass es mir ein Anliegen war, die Aufstellungsarbeit als einen Teil systemischer Therapie- und Beratungsarbeit zu sehen und zu etablieren. Nachdenklich wurde ich, als Hunter Beaumont, Albrecht Mahr, Jakob Schneider und ich uns einmal darüber unterhielten und ich behauptete, dass die Aufstellungsarbeit wohl am besten im Bereich der systemischen Therapie aufgehoben sei, und die anderen genauso bestimmt und engagiert äußerten, sie sei mindestens ebenso kompatibel mit der Gestalt-, der Gruppentherapie und der Psychoanalyse, also den Ansätzen, mit denen sie arbeiteten. Wie sagte doch Peter Ustinov in einem Interview: „Zweifel eint, Überzeugung trennt.“

Wie geht es dir heute mit den Kollegen auf der einen wie auch auf der anderen Seite? Wie siehst du die Geschichte heute als einer, der das Streiten und Weiterentwickeln den Jüngeren überlässt?

Sei dir da nicht so sicher. Es kann durchaus sein, dass ich mich noch einige Male einmische. Es gibt jedoch ganz wenige Kollegen, denen ich heute noch etwas nachtrage. Mit den allermeisten auf beiden Seiten habe ich ein gutes kollegiales und freundschaftliches Verhältnis. Besonders freut mich, dass ich mit fast allen Heidelberger Kollegen wieder eine gute Beziehung habe, auch wenn sich im Rahmen der Auseinan-

dersetzungen drei Institute herausgebildet haben (IGST, HSI und WISL). Das Streiten und das Sichauseinandersetzen hat sich, glaube ich, sehr gelohnt. Wenn man wie ich jetzt weniger involviert ist, hat man mehr Zeit zum Reflektieren. Seit einiger Zeit nehmen deshalb bei mir die Fragen an die Aufstellungsarbeit deutlich mehr zu als die Gewissheiten über sie.

Was meinst du damit?

Wenn wir uns die Prozesse in der Aufstellungsarbeit anschauen, dann gibt es enorm viele Störmöglichkeiten, die wir noch nicht genau genug betrachtet haben. Was stellt man auf? Welchen Unterschied macht es, ob man bei mehreren Möglichkeiten das eine oder das andere aufstellt, und wie unterschiedlich sind dann die Ergebnisse und die Folgen? Wie sorgfältig stellen die Klienten auf und wie konzentriert sind die Stellvertreter und wie wirkt sich das auf die Aussagekraft ihrer Empfindungen und Äußerungen aus? Welchen Einfluss hat der Aufstellungsleiter mit seinen Konzepten und seinem Denken auf die Ergebnisse in den Aufstellungen? Es gibt so viele Beeinflussungsfaktoren, die den Prozess einer vermeintlich „reinen Aufstellung“ stören und damit Ablenkungen und Fälschungen hineinbringen können. Da sind wir aber erst bei der Rahmung. Wenn wir dann zur stellvertretenden Wahrnehmung, zu der „Wahrheit“ und vielen weiteren Phänomenen, Prämissen und Fragestellungen kommen, wird klar, wie sehr wir mit dem Verstehen der Aufstellungsarbeit noch am Anfang stehen. Es wäre schön, wenn mehr Prozessforschung im Aufstellungsbereich gemacht würde, um diese Bereiche und noch viele andere Fragen sorgfältiger zu beleuchten, um dann noch feiner und abgestimmter mit diesem wunderbaren Instrument arbeiten zu können. Wirklich erstaunlich bleibt jedoch auch, wie oft sich Aufstellungen trotz der vielen Möglichkeiten von Täuschungen, Verzerrungen, Unklarheiten, Missinterpretationen etc. schon heute als ausgesprochen nützlich erweisen.

Hier ist die Frage, ob es überhaupt die richtige, die reine Aufstellung geben kann.

Nein, die gibt es natürlich überhaupt nicht, schon gar nicht bei der großen Diversifizierung der Aufstellungsarbeit. Berechtigterweise stellen sich aber in der letzten Zeit immer mehr KollegInnen die Frage, was angemessene und passende Qualitätskriterien für eine gute Aufstellungsarbeit sind.

Nun gibt es ja auch erste wissenschaftliche Erkenntnisse. Wird nach den positiven Ergebnissen der ersten großen randomisierten Heidelberger Studie zur Wirksamkeit von Systemaufstellungen alles gut für die Aufstellungsarbeit und ihre professionelle Anerkennung?

Schon wieder so eine harmlos erscheinende Frage. So froh und dankbar ich über die Heidelberger Studie bin, so sehr müssen wir aufpassen, sie nicht überzubewerten. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, und wer sich genauer mit der Studie befasst, erfährt auch ihre Schwächen. Sie ist ein Meilensteinchen, aber eben nur ein guter Beginn, und die Ergebnisse würden deutlich an Gewicht gewinnen, wenn sie repliziert würde. Von einer wissenschaftlichen Anerkennung ist die Aufstellungsarbeit noch

meilenweit entfernt, und ob wir sie anstreben sollten, ist für mich sehr fraglich. Die systemische Therapie hat zum Beispiel für die wissenschaftliche Anerkennung sieben- unddreißig solcher Studien vorweisen können.

Warum bist du eigentlich nicht selbst Professor geworden oder hast wie Matthias Varga von Kibéd eine eigene Form der Aufstellungsarbeit entworfen, zum Beispiel konstruktiv-phänomenale Familientherapie nach Gunthard Weber? (lachend)

Ich hatte mehrere Angebote, mich zu habilitieren. Die Gründe, dass ich es nicht getan habe, liegen einerseits in einer Dynamik meiner Herkunftsfamilie, andererseits wollte ich mich nicht den dafür notwendigen Ritualen unterwerfen, weil mir klar war, dass es auch dann sehr schwierig werden würde, mit der Familientherapie oder gar mit der Aufstellungsarbeit danach eine Professur zu bekommen. Diese Entscheidung habe ich nur selten bereut.

Eine eigene Form der Aufstellungsarbeit? Meine Stärke ist ein Gespür für neu auftauchende innovative Einsichten und Vorgehensweisen und der Drang, Ideen auch umzusetzen. Sie liegt also eher in dem Bereich der Intuition, des gefühlsmäßigen Bewertens und des Gestaltens und nicht im analytischen Erfassen oder Konzeptualisieren. Ich erlebe mich da auch eher als konservativ und bevorzuge immer noch das klassische Familien-Stellen, weil ich es für besonders effektiv und zukunftsweisend halte. Ehrlich gesagt stört es mich auch, wenn manche versuchen, aus einem Teilaspekt eine eigene Schule formen zu wollen, ihr einen gesonderten Namen zu geben und sozusagen ein eigenes Fürstentum aufzumachen. Die Motive für eine solche Kleinstaufstellungsarbeit sind verständlich. Ich fände es aber besser, wenn sie nicht so viel Energie auf das Sichabgrenzen legten und mehr auf das Gedeihen des Ganzen schauten.

Du sprachst am Anfang von der Kür. Gibt es auch in der Aufstellungsarbeit für dich noch mögliche Küranteile?

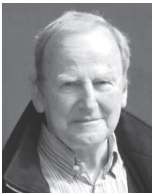
Ja, ich würde zum Beispiel gerne mal ein Aufstellungsseminar mit älteren Menschen durchführen oder mit interkulturellen Paaren. Das habe ich noch nicht gemacht. Dann habe ich kürzlich mit jungen Menschen, mit Adoleszenten, gearbeitet und fand das sehr anregend. Im Augenblick arbeite ich mit einer Gruppe Aufstellungserfahrener überwiegend aus dem Organisationsbereich, die neugierig forscht und interessante Fragen stellt. Und mich interessieren zunehmend Austauschmöglichkeiten mit Erfahrenen über Entwicklungen und Möglichkeiten der Aufstellungsarbeit, wo ich ein Teil bin und nicht leite. Es gibt noch einige weitere Ideen, und wenn ich nur ein paar davon verwirklichen kann, dann bin ich schon hochzufrieden.

Du wolltest keine Lobhudelei mit diesem Interview. Ich sage jetzt trotzdem aus vollem Herzen, und da werden sich viele anschließen: Danke schön für dein Werk und deinen Beitrag!

Und damit auch meine letzte Frage: Was wünschst du den Menschen, die die Aufstellungsarbeit im therapeutischen Alltag, in der Beratung oder in den Gremien der DGfS weiterentwickeln, und das auf dem Boden, den du so vorzüglich bereitet hast?

Nein, erwarte von mir bitte am Ende keine „frommen“ Wünsche. Ich wähle lieber ein Zitat von Einstein, das ich sehr mag und das mir immer wieder einfällt: „Ein menschliches Wesen ist Teil des Ganzen, ein in Raum und Zeit begrenzter Teil dessen, was wir das Universum nennen. Es erfährt sich selbst, seine Gedanken und Gefühle als etwas Abgetrenntes, was einer optischen Täuschung seines Bewusstseins gleichkommt. Diese Täuschung ist eine Art Gefängnis für uns, welches uns auf unsere persönlichen Begierden und zur Liebe zu nur wenigen Personen aus unserem Umfeld beschränkt. Unsere Lebensaufgabe muss darin bestehen, uns aus diesem Gefängnis zu befreien, in dem wir den Kreis unseres Mitgefühls erweitern, um alle Lebewesen und die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu umarmen ...“

Dank für die Blumen und danke für das angenehme Gespräch, Birgit Theresa!



Gunthard Weber
www.haeuser-der-hoffnung.org
www.carl-auer.de



Birgit Theresa Koch
www.birgittheresakoch.de

Literatur

Michael Reitz (2014): Helm Stierlin – Zeitzeuge und Pionier der systemischen Therapie. Heidelberg (Carl-Auer)

Weinhold, Jan/Annette Bornhäuser/Christina Hunger/Jochen Schweitzer (2014): Dreierlei Wirksamkeit. Die Heidelberger Studie zu Systemaufstellungen. Heidelberg (Carl-Auer)